

Aus Freude am Lesen

Paris, 1760. Gaspard, Sohn eines Schweinebauern aus Quimper, kommt aus der Provinz in die Metropole. Sein Ziel: der gesellschaftliche Aufstieg. Er versucht sein Glück als Flussarbeiter, Perückenmacherlehrling und Strichjunge im Bordell. Als er den Grafen Etienne de V. kennenlernt, von dessen Körper und Persönlichkeit er besessen ist, steigen seine Ambitionen. Er liebäugelt mit dem Adel. Um dazuzugehören ist er bereit, seine eigenen Gefühle zu unterdrücken. Indem er adelige Herren, die ihn als heimlichen Liebhaber unterhalten, blendet und ausnützt, gelingt ihm tatsächlich der Aufstieg an die Spitze der Gesellschaft. Der Preis dafür ist eine innere Leere, die droht, ihn in den Tod zu treiben.

JEAN-BAPTISTE DEL AMO, 1981 in Toulouse geboren, lebt in Montpellier. »Die Erziehung« ist sein erster Roman. Für sein Debüt wurde er 2009 mit dem Goncourt du Premier Roman ausgezeichnet.

Jean-Baptiste Del Amo

*Die
Erziehung
Roman*

Aus dem Französischen von Lis Künzli

btb

Die französische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
Une éducation libertine bei Éditions Gallimard.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2013

Copyright © Éditions Gallimard, Paris, 2008

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 bei btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © semper smile, München

Umschlagmotiv: © Hippolyte Flandrin/The Gallery 1 Collection/Corbis

Lektorat: Kathrin Heigl

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Claussen & Bosse, Leck

SK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74616-3

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Pascal

*»Aber warum mit solcher Besessenheit
über dieses Geschlinge reden? ...
Einfach weil es in uns ist, Tag und Nacht.«*

Gabrielle Wittkop, *Der Witwer von Venedig*

ERSTER THEIL

Der Fluss

I

GASPARD ENTDECKT DIE STADT ODER VIELLEICHT AUCH UMGEKEHRT

Paris, dreckiger, stinkender Nabel Frankreichs. Die Sonne, die am Himmel hing wie das Auge eines Kyklopen, warf eine gnadenlose Hitze auf die Stadt herab, eine stickige Trockenheit. Ein Fieber ergoss sich wie zähflüssiges Wachs über Paris, verwandelte die Behausungen unter den Dächern in Höllen, sickerte durch die engen Gassen, füllte jede Vene und jede Arterie mit seinem Saft, trocknete die Brunnen aus, stand in der flirrenden Luft der Höfe und verlassenen Plätze.

In dieser Gehenna klebte die Sommerhitze wie eine Maske auf den Gesichtern, ließ die Tiere verenden, die in einer schattigen Ecke verzweifelt ums Überleben kämpften, erstickte die Frauen mit ihren schmierigen Brüsten. In Bächen entließen die Schweißdrüsen ihre Sekrete, die von den haarigen Achseln über Rücken und Hintern bis über die Beine strömten. Auf der Stirn brannte der Schweiß in den Augen, verbreitete sein Salz in den hechelnden Mündern. Dreck lagerte sich ab, markierte die Falten an den Gelenken mit schwarzen Spuren. Man fächelte sich Luft zu mit dem, was man gerade fand, einem alten Lappen, einer Zeitung, der Hand. Rührte dabei den säuerlichen Mief der schwitzenden Körper auf. Der Gestank der einen vermischte sich mit dem Gestank der anderen, auch ohne dass sich die Körper berührten. Und dieser schwebende Menschendunst, der in die Lumpen, in die spärliche Kleidung drang, die nur noch einen Rest von Scham bedeckte, erfüllte die ganze Stadt.

Es war der Geruch von Paris selbst, sein sommerliches Parfüm. Paris schwitzte, die Stadt brodelte, und die Menge he-

chelte durch das Labyrinth seiner Eingeweide, schluckte in Happen die abgestandene Luft, schleppte sich kraftlos durch die Avenuen, drängte sich hinein in die Gässchen. Selbst die Marktstände waren wie benommen von der Hitze: das Obst welk, Fleisch und Fisch grünlich, das Gemüse verkümmert. Die unzähligen Fliegen auf den Stapeln ließen sich nicht mehr beeindrucken von der müden Geste einer Händlerin, die mit einem Lappen um sich schlug, bevor sie sich die Stirn wischte, dann ihre Röcke hob, um etwas Luft zwischen ihre feuchten Beine zu lassen. Eine Hand schob sich unter die vielen Schichten von Stoff, um die gereizte Haut zu kratzen. Glänzend, nach Moschus riechend, kam sie wieder zum Vorschein, erhob sich unentschieden, um nach einem Passanten zu rufen, tastete die Früchte ab, rieb sich schließlich an einem Sack Weizen trocken, und fuhr, als der Passant seinen Weg ohne einen Blick fortsetzte, mit einer verächtlichen Geste durch die warme Luft.

»Verfluchter Bastard«, schimpfte die Frau vor sich hin und sank sogleich wieder in diese unerschütterliche Hitze zurück, die sie umhüllte wie ein Pelzmantel. Ihre Stimme war nicht bis zu dem Gehenden gedrungen, der bereits um eine Straßenecke verschwunden war. Denn selbst in diesem Zustand der Erstickung war Paris noch immer geschwätzig. Nicht einmal die beklemmende Luft vermochte die Stadt zum Schweigen zu bringen. Die schreienden Stimmen, das Klappern der Hufe auf dem Pflaster, das fette Schnaufen der Pferde, das Quietschen der Kutschenräder, das Schlagen von Türen, der zischende Auswurf von Spucke, die Rülpsen, die Fürze, das Schnarchen, das Jammern, das derbe Gelächter, das klirrende Geschirr, das Getrampel von Schritten, die Flüche, die Schläge, aneinanderstoßende Körper, das heisere Kreischen der Milchfrauen, Trödler und Wasserträger – das alles bildete ein Höllenspektakel, das der Passant eiligst hinter sich zu lassen suchte.

Gaspard ging die Rue Saint-Denis hinunter Richtung Seine. Er war am Tag zuvor aus dem bretonischen Quimper gekommen. Die Reise hatte mehrere Wochen gedauert, doch er konnte sich nicht mehr an die einzelnen Etappen erinnern. Sie waren wie ausgelöscht. Lediglich ein Bewusstsein von dem Weg besaß er noch, aber es war eher ein ätherisches, verschleiertes Bewusstsein. Und so war von dieser Irrfahrt nichts als eine Aufeinanderfolge undeutlicher Bilder geblieben. Seine Existenz davor, ganze neunzehn Jahre, gehörte in eine andere Wirklichkeit. Nichts, rein gar nichts von seinem früheren Leben hatte seine Schritte hierher, in die Rue Saint-Denis, gelenkt. Es wäre absurd zu denken, seine Vergangenheit hätte ihn nach Paris geführt und aus ihm den Mann gemacht hat, der er inzwischen geworden war.

Doch im Rhythmus seiner Schritte kehrte der Hof seiner Eltern in seine Erinnerung zurück; ebenso die Gestalt der Mutter, die in einer Ecke des Raumes unter einer Wollecke mit knorrigten Fingern strickte, während ihre Haare als gräulicher, verfilzter Vorhang vor ihrem fleckigen Gesicht herabfielen. Dann die kalte Erscheinung des Vaters. Eigenartigerweise waren Gaspard die Züge seiner Mutter im Geist präsent, jene des Vaters jedoch kaum. Einzig an die Silhouette erinnerte er sich, wie sie sich vom schmutzigen, matten Gegenlicht eines Türrahmens abhob.

Auch der Lärm der Schweine, die im Stall neben seinem Elternhaus zusammengepfercht waren, kehrte zurück – das Grunzen der an die Säue gedrängten Ferkel, das Schmatzen der Schnauzen, die in Schlamm und Exkrementen stocherten, das Aneinanderreiben der langborstigen Häute, und der Ekel erregende Geruch, der die Wände des Hauses ebenso durchdrang wie die Haare seiner Mutter. Seine Mutter stank nach Sau. Die Erinnerung an seinen Vater hingegen haftete vor allem am Gedanken an abgestochene Schweine. Doch sosehr Gaspard das

Bild abgestochener Säue auch erforschte, er bekam nicht mehr als das Phantom des Todesschreis in seinem Ohr zu fassen und eine unbestimmte, vielleicht eingebildete Bitterkeit unter seiner Zunge, die er mit einer Grimasse ausspuckte, so wie man den Kopf schüttelt, um wieder in die Welt zurückzukehren.

Nichts in diesem Leben hatte den jungen Gaspard dazu prädestiniert, zu jenem Mann mit dem sicheren Gang zu werden, der nun zur Seine hinunterging und sich in der Vorstadt Saint-Denis verliebte. Nichts, außer dem Schrei der Schweine vielleicht, den er während so vieler Jahre Tag und Nacht über sich hatte ergehen lassen müssen, weshalb er nun das ungeheuerliche Pariser Getöse dem Lärm von Quimper vorzog. Einzig die Schweine hatten etwas mit diesem Augenblick zu tun. Nichts anderes hätte Quimper mit Paris verbinden können. Und so kam es ihm beinahe ungehörig vor, dass er überhaupt eine Erinnerung besaß an jenes Leben außerhalb von Paris, so als hätte Gaspard das Gedächtnis eines anderen geplündert. Er war nicht in der Kleinstadt Quimper geboren. Er war in der Rue Saint-Denis zur Welt gekommen, im Alter von neunzehn Jahren. Gaspard marschierte also auf die Seine zu mit der Erfahrung eines Ungeborenen. Das Gefühl der Leere, das er dabei empfand, forderte die Stadt auf, ihn auszufüllen. Er saugte Paris in sich auf und empfand keinerlei Befürchtung, nur ein Staunen und das Verlangen, sich der Stadt anzubieten, von ihr bewohnt zu werden. Paris war eine unerwartete Chance, und Gaspard sah die Möglichkeit eines neuen Horizonts aufscheinen.

Gaspard war ein Kind vom Land, die Haut gegerbt vom Westwind und dem bretonischen Nieselregen. Das Gesicht war nicht sonderlich schön, gewöhnlich vielleicht, aber durchaus charmant. Der Schwung der Brauen markierte eine eigenwil-

lige Stirn, verstärkte das Kobalt der Augen. Die Nase war sehr gerade, etwas zu lang, und die Feinheit ihres Rückens entsprach der Flucht der Nasenflügel. Die Wangen, von einem Dreitagesbart überzogen, akzentuierten den Fleischton seiner Lippen. Sein jugendlicher Ausdruck war vor allem dem Ansatz der Ohren geschuldet, die aus dichtem braunem Haar herausragten. In seinem früheren Leben hatte Gaspard seinem Vater im Schweinestall und bei der Feldarbeit geholfen. Die Anstrengung und die Zeiten der Hungersnot hatten seinem Körper ihre besondere Gestalt aufgeprägt. Die Knochen sprangen unter der Muskulatur hervor, und die Schultern waren unverhältnismäßig breit, die Bizepse spannten das Hemd. Bei jedem Schritt klafften die Risse im Stoff, entblößten sich die langen Beine, an denen sich mit der Regelmäßigkeit eines Pendels zwei raue Hände rieben. Unter dem Hemd ließ sich ein unbehaarter Oberkörper erahnen, und durch das durchsichtige Weiß der Baumwolle zeichneten sich die Rippen und der Hof der Brüste ab. Der Bauch war flach, und der Bauchnabel, eine tiefe Ligatur im Fleisch, war das Einzige, das darauf hindeutete, dass eine Frau ihn geboren hatte.

Er wischte sich die Stirn und blieb im Schatten eines großen Gebäudes an der Ecke der Rue Saint-Denis und der Rue des Filles-Dieu stehen. Zwei alterslose, mit Lumpen bedeckte Mädchen, schlepten sich an ihm vorbei. Der Busen der einen quoll aus einem dreckigen Mieder heraus, die Brüste der anderen wurden unter ihrem Gewand hin und her geschüttelt. Die beiden schauten ihn mit schweißtriefenden Gesichtern an. Ihre dumpfen Blicke musterten ihn, bevor sie zu flüstern anfangen und losprusteten. Er wandte sich ab, wischte sich mit dem Zipfel seines Hemdes den Hals. War der Schatten auch nicht kühl, so brachte er doch etwas Erholung vor der Sonne. Der Schweiß rann Gaspard über den Schädel, er fühlte, wie er sich

seinen Weg von der Kopfhaut hinunter zwischen die Schulterblätter bis zum Kreuz bahnte. Von einem klumpigen, schmutzig rosa Häufchen Erbrochenem flogen träge ein paar dicke Fliegen auf, bevor sie sich auf seinen Nacken setzten, um sich an seiner Feuchtigkeit zu erfrischen. Er schlug nach ihnen, zerquetschte eine auf seiner Haut, wo eine rote Spur zurückblieb, und wischte sich die Finger am Schenkel ab. Schließlich setzte er seinen Weg fort, vorbei an der Sackgasse Sainte-Catherine. Eine Schar Kinder mit kotverschmierten Gesichtern vertrieb sich am Straßenrand lustlos die Zeit damit, Holzstecken ins Gerippe einer toten Ratte zu stoßen. Sie wichen kaum zur Seite, als Gaspard vorbeiging. Sein Knie stieß an die spitze Schulter eines Mädchens. Es fiel hin, um dann, ohne einen Blick, ohne eine Klage, wieder seine frühere Haltung einzunehmen. Lust überkam ihn, es zu packen, zu schütteln, aber er ahnte, dass es ihn nur aus scheelen, debilen Augen anglotzen würde.

Vor der Kirche Saint-Sauveur verkaufte ein Junge Wasser. Gaspard durchsuchte seine Taschen nach ein paar Sols, die er in die schwielige Hand drückte. Der Bengel schüttete etwas aus seinem Eimer in einen blechernen Becher, den er Gaspard hinreckte. Am Rand waren die Spuren unbekannter Lippen zu sehen. Das Wasser stank nach Schlamm. Wahrscheinlich hatte das Kind seinen Eimer in der Seine gefüllt. Aber Gaspard hatte zu großen Durst. Das laue Wasser schmeckte, wie es roch.

Während er trank, betrachtete er den hervorstehenden Unterkiefer des Jungen. Die unteren Zähne überragten die oberen. Die verschrumpelte Spitze einer Zunge schob sich in den Zwischenraum, versuchte, die Lippen zu befeuchten. Gaspard rülpste, gab die Tasse zurück, und der Bengel zog davon. Das Wasser hatte ihn nicht erfrischt. Er kratzte sich an der Stelle, an der die Fliegen geschleckt hatten, und bog schließlich nach rechts in die Rue du Renard ein, irrte ein wenig durch das Straßengewirr. Die Hitze ließ nicht nach, der Himmel funkelte. Aus

einem Stockwerk wurde ein Nachtopf geleert. Ein fäkaler Saft klatschte ein paar Schritte vor ihm auf den Boden, bespritzte den Saum seiner Hose. Einen Laufjungen traf der Matsch mitten im Gesicht. Dieser spuckte aus, wischte sich mit dem Ärmelaufschlag ab, blickte hinauf zu der bereits wieder leeren Häuserwand. »Elende Sau!«, schrie er die stummen Fenster an. Er zögerte einige Sekunden, bevor er auf eine schief in ihren Angeln hängende Tür losstürzte. Gaspard hörte ihn die Treppe hinauffrennen und bald darauf Schläge, erstickte Schreie. Er setzte seinen Weg fort, bog nach links in die Rue du Petit-Lion.

Die ganze Vorstadt war stickig. Da war der Schweiß, aber auch Gerüche nach säuerlichem Atem, nach Moder, Tieren, feuchtem Stein und Holz, Urin, Kohl, muffigen Behausungen, Pferdeäpfeln, Pferdeschaum, Hundefellen, dreckigen Geschlechtern, schwärenden Körpern, ranzigem Sperma. *Das stinkt ärger als hundert Schweine auf einmal und ist doch dem Schweinestall hundertmal vorzuziehen*, dachte Gaspard. Er war erstaunt, dass er an Quimper dachte, oder zumindest an etwas, das mit Quimper in Verbindung stand. Denn Paris berauschte ihn. Paris, das war das Versprechen auf einen Beruf, aber auch das Verbindungsgelenk der Extreme. Hier lebte die Bourgeoisie Wand an Wand mit dem gemeinen Volk, hier bekam der Dreck einen Goldrand. Man hatte ihm von der Straße nach Versailles erzählt, den Monumenten mit den hohen Spitzen, den wie metallene Brüste dem Himmel entgegengewölbten Kuppeln, von den Häusern der Seineufer, die von einem Kalkweiß waren, das man hier, wo das geringste Grau Weiß genannt wurde, nicht kannte, und von Gärten mit fettem Gras. Gaspard würde nach Versailles gehen, das stand fest. Diese Gewissheit erlaubte es ihm, Saint-Denis, aber auch sich selbst, etwas gelassener zu sehen. Wie er durch die Stadt irrte und durch den Morast watete – alles trug dennoch die Hoffnung seines Aufstiegs. Aber was hatte er von der Stadt zu erwarten? Er war nicht ade-

lig, völlig unbedeutend, hervorgegangen aus dem Aufeinandertreffen einer nach Sau stinkenden Frau und einem grimmigen Schatten.

Wieder musste sich Gaspard die Stirn wischen. Er wusste nicht wohin, wollte zur Seine, sie aber nicht zu schnell erreichen. Er zog es vor, sich noch ein wenig im Labyrinth der Gassen zu verirren: Was würde er denn schon tun, einmal am Ufer, außer sein Gesicht etwas zu erfrischen? Gaspard lehnte sich an eine Wand, die tief genug im Schatten lag, um etwas Kühle zuzulassen. Er ließ seinen Blick über die Fassaden wandern. Die Türen standen offen wie Mäuler, die Fenster schienen hohl. Er sah die Decken aus verwurmtem Holz, rußig, fettig, staubig, die im Zwielflicht wie Chitin glänzten. Lange Seile spannten sich von einem Haus zum anderen. Von den alten Kleidungsstücken tropfte es monoton auf den Boden und die Köpfe der Passanten. Aus einem Fenster zog eine Frau ihre Wäsche zu sich heran. Zwei blinde Augen erglühnten in ihrem rußigen Gesicht. Ihre krummen Krallen tasteten zitternd den Stoff ab, stopften ihn dann in das Loch, aus dem sie ihren Leib reckte. Die Farbe der Wände war unkenntlich geworden. Die Steine verschwanden bis auf Mannshöhe hinter breiten Ringen von Pisse. Weiter oben umlief ein vom Mauerwerk abgesondertes Geschwür jedes Fenster. Taubendreck beschmierte die Dächer, die Regenrinnen und Türen. Es roch nach Moder und uriniertem Stein, den nicht einmal der sengende Sommer bis ins Innere zu trocknen vermochte. Gaspard rieb sich die vom Schweiß geröteten Augen. Klaffende Türen gaben den Blick in die Elendsbuden frei, aus denen Plunder und Abfall, der nicht mehr benötigt wurde, auf die Straße geworfen wurde. Passanten wichen dem auf dem Boden herumliegenden Geschirr und den dreckverschmierten Kinderwindeln aus, und an einer Ecke wurde ein Säugling mit dem Fuß zur Seite geschoben, der in seinem eigenen Urin planschte. Man rief nach einer Frau, sie solle ihn

holen kommen. »Er stinkt nach Pisse wie seine Mutter!«, krächzte ein unansehnlicher Greis.

Aus einem Hof trottete ein abgemagertes Schwein. Sein verdrecktes Hinterteil und sein geringelter Schwanz widerten Gaspard an. Er wandte sich ab, und sein Blick begegnete dem eines Mädchens, das ein paar Meter von ihm schlapp in einem Türbogen stand. Seine Haare bildeten dicke, von Läusen verseuchte Knäuel. In der Mitte seines runden Gesichts thronte eine von Akne zerfressene Nase, eine überreife Frucht, die zwei opalfarbene Augen voneinander trennte. Unter einem aufgeschnürten Mieder wölbten sich zwei kaum geformte Brüste mit angedeuteten Warzen. Sie streichelte eine von ihnen mit der Fingerspitze, ohne Gaspard aus den Augen zu lassen, dann beugte sie sich vor, um ihre Röcke zu heben. Zwei leicht behaarte, von Schlägen gezeichnete Beine in löchrigen Strümpfen kamen zum Vorschein. Etwas anderes trug sie nicht, und so entdeckte Gaspard eine unbehaarte Ritze. Halbherzig murmelte sie den Preis. Gaspard schüttelte den Kopf und ging weiter. Eine Kutsche jagte an ihm vorbei, er musste sich zur Seite werfen, um ihr auszuweichen. Mit klopfendem Herzen ging er weiter durch die Rue Pavée, bog nach links ab, an der Rue de la Bouteille vorbei, dann nach rechts über die Rue Trainée auf die Kirche Saint-Eustache zu.

Riesenhaft erhob sich das Monument in die vibrierende Luft. Die Wasserspeier an jedem Strebepfeiler waren von der Sonne wie erstarrt. Das Querschiff warf einen kraftlosen Schatten über das Tor hinaus auf die Rue des Prouvaires. Und an die Seitenwände der Kirche drängten sich wie Parasiten die Händler. An jeder Ecke standen ihre kümmerlichen Stände, machten sich gegenseitig den Platz streitig. Gaspard setzte sich auf die Stufen nieder, ohne die Fischhändlerin zu beachten, die

auf ihn einredete. Er ließ seinen Blick über das Getümmel der Straße gleiten und kam zu dem Schluss, diese Gegend sei so viel wert wie jede andere. Er wollte ein wenig rasten und schief zusammengesunken auf dem Stein ein. Nach und nach wurde das Stimmengewirr zu einem sonoren Brei, einem dissonanten Wiegenlied, und Gaspards Bewusstsein gab sich der Welt des Traums hin. Er spürte den Durst und den Hunger, der in seinem Bauch tobte. Dann, plötzlich, tauchten die Brüste des Mädchens vom Torbogen wieder vor seinem geistigen Auge auf, Brüste, die ihm inzwischen wie zwei Zysten vorkamen, und eine stumme Vulva, von Blutergüssen übersät, blutrot, ein Schwein, das sich durch die Straßen schob. Das leuchtende Rot füllte seinen Mund mit Bitterkeit. Ein Geschmack von Dreck unter der Zunge teerte seinen Gaumen, dann seine Haut. Alles rings um ihn, die unkenntlichen Gesichter, die Fassaden, beugten sich in Krämpfen, erbrachen einen Ruß, der die Straßen mit einem zähflüssigen Strom anfüllte. Gaspard erwachte. Er schnappte nach Luft, ein Speichelfaden rann von seinen Mundwinkeln bis zum Hals. Er wischte ihn ab, strich sich übers Gesicht. Er hatte nur kurz geschlafen, doch die Stufen schnitten ihm in den Rücken. Er stand auf und lief an den Hallen vorbei, wo sich Menschen- und Tierschreie zu einer Klage vereinten. Ein Mann stieß ihn an die Schulter, ohne sich umzudrehen. Gaspard schaute zu, wie sein mächtiger Rücken in den Hallen verschwand, dann ging er eilig auf die Rue de la Tonnellerie zu. Eine zerlumpte Menge scharte sich zu einem Kreis, kämpfte sich mit den Ellbogen vorwärts, entblößte johlend ihre Zahnstümpfe. Gaspard machte einen Bogen, erhaschte einen Blick auf zwei Zwerge auf einer Holzbühne, die sich gegenseitig den Hintern versohlnen und den ausgelassenen Gesichtern ihre unförmigen Gesäße zur Schau stellten. Eine Schar Kinder lief in umgekehrter Richtung die Straße herunter. Sie prallten gegen ihn, beinahe fiel er hin. Ein Hund jaulte unter Schlägen auf.

Drei alte Frauen auf einer Bank, die zerschundenen Füße gut auf dem Boden verankert, verfolgten ihn mit ihrem Blick, als er an ihnen vorbeiging. Seit dem Vortag hatte er mit niemandem gesprochen. Paris nahm ihn vorsichtig, misstrauisch in Augenschein und öffnete seine Straßen unter seinem Schritt, wie die Hure ihre Strümpfe abstreift, ohne den Freier aus den Augen zu lassen. Ein Gerüst knarrte, stürzte auf die Straße und warf erdigen Qualm auf. Die Alten grölten, die Menge wandte sich von den Zwergen ab. Gaspard war bald von Gaffern umringt, die mit dem Blick die Trümmer nach Leichen absuchten. Aus einem Stockwerk schrie eine Frau, man müsse die Polizei rufen. Man erinnerte sie daran, sie habe selbst zwei Beine und außerdem eine lose Zunge. Sie spuckte auf die Menge herab, knallte das Fenster zu. Gaspard stieß einen Mann von sich, gegen den er gestoßen wurde, packte einen Jugendlichen mit zernarbtem Gesicht an der Schulter, stützte sich auf Schädel, Arme, klammerte sich an Hemden, Kleider, kämpfte sich frei, so gut es ging, machte kehrt und bog aufs Geratewohl in eine Straße.

Müßig ließ er sich treiben, bis es Abend wurde, die Hitze endlich nachließ und einer trägen Lauheit wich. In der Dunkelheit eroberte ein aus der Betäubung erwachter Schwarm die Straßen. Handwerker, Arbeiter, Hungerleider, Megären und ihre armselige Brut, Säufer und Matrosen stiegen von den Ufern der Seine hoch und fielen auf der Suche nach Zerstreuung und einem kärglichen Mahl in die Straßen ein. Gaspard, seine paar Sols in der Tasche, ließ sich von der Menge mittragen und in den Eingang zu einem fackelerleuchteten Hof spülen, in dem eine Frau eine erbärmliche Kohlsuppe ausschenkte. In den Winkeln tranken Gestalten in großen Schlucken und unter Rülpsern ihre Schale leer. Gaspard gab der Frau seine letzten Sols. Die Geldstücke klimperten, die Händlerin wog ihre Beute ab. Sie streckte ihm eine Schale und einen Kanten

alten Brotes entgegen, und Gaspard trat den Platz an den nächsten Hungrigen ab. In dem Salzwasser schwamm nichts als ein Stück Kohl, keine Spur von Speck. Er achtete darauf, dass das verschrumpelte Kohlblatt am Grunde des Gefäßes blieb, tunkte die Krume in die Flüssigkeit, kostete die Säuerlichkeit der Hefe, kaute, und das Brot zerfiel in seinem Mund. Zu seiner Linken aß schweigend ein Mann. Sie schauten einander nicht an. Eines der Kinder um sie herum kroch dem Mann zwischen die Beine, bettelte nach einem bisschen Brot. Er stieß es mit dem Knie zurück. »Kannst du deine Gören nicht selber ernähren?«, warf er seiner Erzeugerin zu. »Der hat heute Morgen schon gegessen«, antwortete diese schulterzuckend. Gaspard streckte ihm seine Kruste hin, der Junge stürzte sich darauf. Der Mann schüttelte den Kopf: »Sollst ihn nicht verweichlichen«, zischte er und spuckte ihm ins Gesicht. Gaspard wischte sich die Wange und leerte seine Schale. Die Flüssigkeit füllte seinen Magen, nahm ihm für eine Weile den Hunger. Er ergriff den Kohl mit zwei Fingern, führte ihn an die Lippen, kaute ihn und gab dann die Schale zurück, bevor er sich wieder unter das Treiben der Straße mischte.

Man hat endlich mit mir gesprochen, stellte er mit Befriedigung fest. Nicht viel, doch diese wenigen Worte bewiesen, dass er in diesem Augenblick existierte, dass er Paris mit seiner Gegenwart besetzte. War das nicht eine Anerkennung? Gaspard wollte darin ein Zeichen sehen. Nicht einmal die Erschöpfung von der Reise und vom Tag konnte seiner Freude etwas anhaben. Angeregter als zuvor setzte er sein Herumwandern fort. Die Seine war nicht mehr weit weg, doch er beschloss, sie erst am nächsten Tag aufzusuchen. *Es war dumm*, dachte er, *den ganzen Tag so sinnlos herumzustreichen*. Noch nie zuvor hatte er sich ein Ziel gesetzt. Er hatte sich bis dahin einfach von der trübseligen Abfolge der Tage tragen lassen. Lediglich einen Nachgeschmack von Langeweile hatte er davon zurückbehal-

ten. Und jetzt auf einmal forderte Paris von ihm ein tägliches Ziel. So hatte er sich die Seine als Bestimmung vorgenommen, die bescheidenste wohl, nur wenige Schritte entfernt. Denn morgen musste er dringend ein paar Sols verdienen, eine Unterkunft finden und essen. Dieser Gedanke verstimmte ihn. Er blieb mitten auf einer Straße stehen, ging in sich und musste feststellen, dass er vollkommen willenlos war. Also folgerte er, dass es ein vernünftiger Entschluss war, den Gang zur Seine auf den folgenden Tag zu verschieben – der einzige Entschluss, den er an diesem Tag gefasst hatte. Hatte er denn überhaupt schon jemals etwas angestrebt? Gaspard dachte nach, musste die Frage aber verneinen. Denn abgesehen von seinem Aufbruch nach Paris hatte Quimper jede Andeutung eines Wunsches in ihm erstickt. Er lief weiter, spürte das Drängen der Blase, entleerte sie an einer Wand. Weil er seit Tagen zu wenig getrunken hatte, brannte der verdickte Urin in seiner Harnröhre.

Paris, von der Nacht verschluckt, hallte von neuen Geräuschen wider, von Schreien, Seufzern, Peitschenhieben auf dunkle Pferdekruppen. Der Geruch nach Weizen und gekochtem Gemüse zog durch die Straßen. Ein paar Laternen erleuchteten die Häuserfronten. Man konnte Gesichter, feindselige Gestalten erahnen. Gaspard bog in ein Gässchen ein, vergewisserte sich, dass ihm niemand folgte. In einer Mauer fand er eine Nische, die groß genug war, einen Menschen aufzunehmen. Er zwängte sich hinein, zog die Beine unters Kinn. Ratten, die von seiner Anwesenheit aufgeschreckt wurden, huschten über die Mauern. Alles war von ihrem Gestank durchdrungen. Er selbst stank bereits nach ihrem Dreck. Flöhe, durch seinen Schweißgeruch erregt, zerstachen ihm die Haut. Gaspard war sich bewusst, dass er aufpassen musste, wenn er nicht von dem Geschmeiß aufgefressen werden wollte. Er griff nach einem Stück Holz und klopfte die dunklen Stellen ab. Bald fielen seine Augen zu. Aus seinem Traumbett mit den nebelhaften Ufern trat der Schlaf und überströmte ihn.

II

DIE SEINE FINDEN UND SICH DARIN VERLIEREN

Auf Gaspards fröstelnder Haut perlte das Morgengrauen. Er rieb sich die schmerzenden Arme, streckte seinen Rücken. Seine Beine knackten. Ein zäher Schleim verklebte seinen Mund. Die Lippen waren von der Hitze rissig geworden. Er betrachtete den Boden, der mit Exkrementen bedeckt war, und bemerkte, dass die Ratten sich nicht genähert hatten. Das Stück Holz war weggerollt. Bestimmt roch er alles andere als appetitlich. *Außer für die Flöhe*, dachte er, während er sich die mit Blasen übersäte Haut von Beinen und Bauch kratzte. Die Insekten krochen auf seine Hodengegend zu. Er stand auf, schüttelte seine Kleider, klopfte sich den Rücken ab und richtete dann die Augen auf die Gasse. Vor den Elendsbehausungen, die wieder zum Leben erwachten, stapelten sich die Abfallhaufen. Aus allen Löchern krochen die Pariser heraus, aus den unmöglichsten Orten. Die mitgenommenen Körper streckten sich, stießen aneinander, entleerten sich in die Ecken.

Eine Tür flog auf, und eine Frau schüttete einen Eimer Seifenwasser aus. Gaspard sah zu, wie sich die Flüssigkeit über den Boden verteilte. Hunger überfiel ihn plötzlich. Dann beobachtete er, wie die Frau sich, das Sammelsurium einer Schneiderin vor sich herschiebend, aus ihrer Unterkunft herauskämpfte. Ihre struppigen Haare standen wie brennendes Stroh um ihren Kopf. Ihr Gesicht bestand aus lauter Pusteln, die Haut war angeschwollen. Mit einem kraftlosen Zischen ließ sie sich vor einem Stoffberg nieder und rief einen Namen, den Gaspard augenblicklich wieder vergaß. Ein Kind tauchte in der Tür auf. Das Gesicht noch zerknittert vom Schlaf schmiegte es sich

an seine Mutter. Die Schneiderin küsste den verlausten Kopf, löste die Bänder ihres Kleides und hielt ihm eine Brust hin. Das Mädchen packte das schlaffe Fleisch und verschlang die Warze, während die Mutter einen Wasserträger grüßte, der in einem Hof verschwand. Sie rief ihm nach, er solle ihr ein paar Eimer bringen. Ein Trödelhändler schleppte einen Jutesack heran, klopfte der Schneiderin auf die Schulter, warf einen Blick auf das gefräßige Kind, das mit geschlossenen Augen die Brust aussaugte. Aus einem Stockwerk wurde ein Pisspot geleert. Beschimpfungen schossen durch die blasslila Luft. Ein Stein flog aus einem Fenster, prallte an die benachbarte Wand und kullerte dann über den Boden. Die Schneiderin brüllte, man werde noch jemanden verletzen, Fensterläden schlugen zu. Die Schreie holten nun auch die letzten Schlafenden aus ihren Unterschlupfen. Eine benommene Menschenmenge lotste ihren Dreck und ihr Elend auf die Straße hinaus, stieß Gaspard an, der zurückwich und neben die Schneiderin trat.

Die Männer machten sich auf die Suche nach Arbeit, manche mit Frau und Kindern im Schlepptau. Für eine Nacht in einer Absteige oder einem Keller wurde Miete verlangt. Gaspard wusste, dass auch er sich unter diese Masse mischen müsste, um etwas zu verdienen. Doch schon breitete sich wieder die Schlawfrheit des Vortags in ihm aus, noch bevor die Hitze, die der weiße Himmel ankündigte, die Stadt niederdrückte. Was sollte er in dieser Stadt schon tun? Hier war kein Bedarf an einem Bauernburschen, einem Schweinezüchter. Vielleicht sollte er auch Wasser tragen? Er dachte an die Seine, daran, dass er am Vortag noch den Beschluss gefasst hatte, den Fluss aufzusuchen. Er wandte sich an die Schneiderin, die ihn mit ihren wenigen Zähnen anlächelte. »Ich könnte für Sie Wasser holen, Madame«, sagte er mit einer etwas zu lauten Stimme. Die Frau hörte auf zu lächeln und musterte ihn kritisch. Dann schob sie das vom Säugen gerötete Mädchen von sich: »Und wo haste

deine Eimer?«, fragte sie misstrauisch. Gaspard senkte die Augen auf seine schwitzenden Hände. »Hab keine Eimer«, stieß er endlich hervor. Er fühlte, wie das Blut in seine Wangen schoss und auf seiner Haut brannte. Die Schneiderin lachte so laut, dass ihre verzerrte Stimmritze zu sehen war: »Und wie willst du mir dann das Wasser tragen?«, ächzte sie. Gaspard zuckte die Schultern. »Hast du das gehört, meine Lucie, der da will mir das Wasser in den Hosentaschen bringen!« Er glaubte, sie richte sich an das Kind, doch dann quoll aus dem Schatten des Flurs ein Lachen. Gaspard blieb wie angewurzelt stehen, verlegen, er wusste nicht, ob er noch etwas sagen oder besser wortlos gehen sollte. Die Schneiderin lachte und lachte, als hätte sie einen guten Scherz gehört, und aus dem Schatten grölte es mit. Alles an ihr schüttelte sich, das Fleisch, die Kehle, die zusammengestoppelten Klamotten, der gierige Balg, es lief aus Augen und Nase; sie hielt sich den Bauch mit der Hand, klammerte sich mit der anderen an den Hocker. Als sie bemerkte, dass Gaspard noch immer zerknirscht vor ihr stand, verstummte sie augenblicklich. Sie strich sich über den Schenkel, dann fragte sie: »Du suchst also Arbeit, Kleiner?« Gaspard nickte. »Da geht's uns allen gleich, isst du nicht so, Lucie?«, rief sie, bevor sie, das Gesicht zum Haus gedreht, losbrüllte: »Isst du nicht so, Lucie?« Sie erhielt keine Antwort. Die Schneiderin nickte, als hätte die andere geantwortet. »Nicht, das macht es ihnen was ausmacht«, fügte sie hinzu, »so isst du nicht.« Gaspard war nicht sicher, ob er die Bemerkung verstanden hatte, und so schwieg er. Er rührte sich nicht und suchte mit den Augen die Straße ab auf der Suche nach einem Hinweis, wie er die Worte interpretieren und vernünftig darauf antworten könnte. »Stimmt schon«, sagte er schließlich, da ihm nichts anderes einfiel. Das schien die Schneiderin zu überzeugen, die eine Mähne schwenkte, so rostig wie ihre Nadeln. »Geh doch zur Seine runter, dort werden manchmal Burschen gebraucht, da findest du noch am ehesten

was«, vertraute sie ihm mit einem freundschaftlich gewordenen Ton an. *Stimmt*, sagte sich Gaspard, *warum habe ich nicht früher daran gedacht, warum habe ich mich so lange darum gedrückt?* Die Seine erschien von neuem als mögliche Rettung: Dort am Kai würde er eine Arbeit finden und darüber hinaus etwas Abkühlung. Er dankte der Frau, die dem Mädchen das schmutzige Kleid wechselte und ihn bereits nicht mehr beachtete.

Die Stadt fürchtete die Hitze und legte in diesen frühen Morgenstunden an Geschäftigkeit zu. Gaspard kam zu den Markthallen, wo sich die Händler drängten. Überall wurde mit lautem Geschrei um die Plätze gerungen. Fische und Schlachttiere boten dem Himmel ihre angefaulten Bäuche dar. Mit dumpfem Aufschlag fiel das Gekröse, mit matschigen Schlucksern das Blut zu Boden. Er ging den Friedhof Saints-Innocents entlang, von dem der Geruch nach Erde und Aas aufstieg, dann durch die Rue Saint-Denis in Richtung Fluss. Von allen Seiten polterten die Kutschen flussabwärts, wirbelten Staub auf, färbten die Luft aschfahl. Gewandt stürzten sich die Pariser in die Gewaltigkeit dieses ständigen Stromes, schossen zwischen den Rädern hervor, erstarrten zwischen zwei Wagen, wichen einem wilden Pferd aus. Durch die Straße zu gehen erforderte eine ständige Wachsamkeit, sie zu überqueren war ein halsbrecherisches Unterfangen. Die Farben verschmolzen zu einem allgemeinen Grau. Gaspard lief mit raschem Schritt. Ihm fiel auf, dass noch andere Männer seinwärts strebten in der Hoffnung auf einen Broterwerb. Mitten im Gewimmel dieser trostlosen Seelen fuhr eine goldverzierte, erdverschmierte Kutsche an den Straßenrand, sodass die Passanten panisch auseinanderstoben, und blieb mit einem Ruck stehen. Zwei Frauen hämmerten auf die Tür ein, spuckten, sodass der fette Speichel über die Scheiben lief, hinter denen sich undurchlässige Samtvor-

hänge in Falten legten. Man wartete, bis wieder etwas Ruhe eingekehrt war und die alten Weiber weitergegangen waren, dann gingen die Türen auf, und zwei Damen, deren kreidige Gesichter durch eine Mouche betont waren, zwängten sich heraus. Ihre Roben raschelten, den Knitterfalten des Tafts entwichen betörende Düfte, die den säuerlichen Geruch der Damen überdeckten. »Hier ist es, meine Liebe, wie ich Ihnen sagte: ein ausgezeichneter Schneider!«, rief die eine und zeigte auf ein Atelier im Hintergrund eines Hofes. Sie konnten sich offenbar nicht entscheiden, ihren Fuß auf den Boden zu setzen. »Gütiger Himmel, was für ein Gestank!«, schimpfte die andere und wedelte mit einem Fächer vor ihrem Gesicht. Gaspard war stehen geblieben, um sie zu beobachten, getrieben von dem Wunsch, ihren Arm zu nehmen und sie zu begleiten. Die Dickere der beiden hielt der anderen ein Balsamdöschen hin: »Nehmen Sie diese Salbe, das macht die Sache erträglich«, riet sie, während sie ihre cremeglänzenden Finger im Schutz ihres Spitzenfächers in die Nasenlöcher stopfte. Gaspard roch deutlich, dass auch sie stanken, nicht weniger als die Straße, aber es war ein anderer, ein raffinierter, komplexerer Geruch. Endlich stiegen sie aus, warfen den Schlag hinter sich zu und beeilten sich, in den Hof zu kommen, um im Atelier zu verschwinden.

Gaspard ging weiter, verwirrt über das, was er beobachtet hatte. Er wusste nichts über Privilegien, und so fiel es ihm nicht ein, sich daran zu stoßen. Er musste an die Spucke an den Scheiben des Fiakers denken. Während er Richtung Seine ging, würden diese Frauen kostbare Stoffe auswählen. Danach würden sie zu ihren prunkvollen Häusern zurückkehren und in die Salons, wo sie parlierend dampfende Porzellantässchen mit chinesischem Tee an die Lippen führten. Diese Vorstellung machte ihn nachdenklich. Müsste er sich über irgendetwas empören? Doch er empfand nichts als Apathie, wenn er an die Oberschicht dachte. Er schaute um sich: Es war absurd zu den-

ken, dass dieses Drunter und Drüber ohne Richtung und Ziel von einer Regierung geführt wurde. Diese Erkenntnis weckte in Gaspard höchstens einen Anflug von Neid, eine schlaffe Gemütsregung angesichts seiner Lage als Armer. »Ich werde nach Versailles gehen«, sagte er laut, aber so, dass nur er es hörte. Seine Worte, ein lethargischer Ausbruch, machten ihm etwas Mut.

Und dann, plötzlich, war die Seine da, ihr Schlammgeruch, das ungeheure Hafentreiben. Überwältigt blieb Gaspard stehen. Tosend breitete sich die schwarze Flut aus, ein Krake, der seine Fangarme nach der Stadt ausstreckte. Am Ufer jagten sich Fiaker und Droschken. Die Kutscher, wahre Harpyien, schlugen ihre Peitschen und fluchten, was das Zeug hielt. Der Pöbel drängte sich, wimmelnd wie in einem Ameisenhaufen, aneinander, arbeitete sich wellenartig auf der Böschung voran. Auf dem Kai entließen Schiffe ihre Ware in Holzkisten, die von kräftigen Matrosen unter Gebrüll hochgestemmt wurden. Gaspard trat näher. Aus einem Laderaum fiel ein Sack Getreide, und sein Inhalt ergoss sich ockergelb über den Boden. Auf den Schiffbrücken wurden Stoffe entrollt. Sobald die Fracht ausgepackt war, wurde sie wieder auf Männerrücken und Karren geladen, aus- und wieder eingewickelt, bezahlt und weggetragen. Ein Stück weiter warfen Fischer die veralgten Netze auf die Landestege. Der Geruch vom Todeskampf der Fische vermischte sich mit dem von Suhle. Schon machten sich die Fischhändlerinnen ans Abschuppen, Aufschlitzen, Aushöhlen, forderten den Passanten auf, den Fang zu befühlen. In der Luft ein Schwarm Mücken, das Summen von Geschrei und Getöse übertönt. Am Ufer tauchten Wäscherinnen bis zu den Ellbogen Laken und Lumpen ins Wasser, seiften ein, schrubbten, wrangen aus. Sie verbreiteten einen Schaum von undefinierbarer Farbe, der schwerfällig den Fluss hinuntertrieb. Man brachte ihnen Körbe voller Wäsche, die sie mit grimmigem Eifer ins

Wasser kippen. Bald flatterte der Stoff im Wind, ans Netz der Trockenleinen gehängt, die überall dort aufgespannt waren, wo sich Gelegenheit bot, einen Knoten zu machen. Die Weiber brüllten. Eines fluchte lauter als das andere, als gälte es, die Stimmbänder auszuspülen. Etwas weiter weg gingen die Schenken auf, die Herbergen entließen ihre nur halb ausgeruhten, aber dafür völlig blanken Gäste. Die Wasserträger, die die Ufer hinauf- und hinunterrannten, versuchten sich dem infernalischen Rhythmus anzupassen, warfen sich ins Wasser, füllten die Eimer, entrissen sich den Fluten, hasteten in Gegenrichtung davon. Die Fährleute zwängten ihre Barken an den Schiffen vorbei. Sie holten die Arbeiter vom anderen Ufer an Bord, schlugen fluchend ihre Ruder ins Wasser, preschten über den Fluss, versuchten das Unvermeidbare zu vermeiden: die Kollision, den Unfall, den Schiffbruch. Nicht selten fiel ein Mann ins Wasser, wurde von der Strömung mitgerissen oder in die Tiefe gezogen. Dann behalf man sich mit Holzstangen. Doch deren Länge und Gewicht machte die Handhabung schwierig, und es kam vor, dass der Pechvogel nicht gerettet wurde, sondern die Stange ihn durchbohrte oder erschlug und er erst recht ertrank.

Gaspard konnte all diese Einzelheiten, die das Bild der Seine an diesem Sommermorgen bot, nicht zusammenfügen. Der Lärm schlug an seine Ohren, durchbohrte sein Trommelfell. Zögernd ging er auf ein Schiff zu, dessen Laderaum geleert wurde. »Ich suche Arbeit«, rief er einem Matrosen zu. Der Mann drehte sich um, eine Kiste auf der Schulter, die Augen von der Anstrengung blutunterlaufen. »Ich bin tüchtig«, schrie er einem anderen ins gerötete Gesicht, doch dieser betrachtete ihn nur und schüttelte den Kopf, um ihm zu bedeuten, dass er nichts hörte. Dann verschwand er auf der Brücke. Gaspard ging den Kai entlang und kam zum nächsten Schiff. »Ich stehe Ihnen zu Diensten!«, brüllte er einem Kapitän in den Rücken. »Mach,

dass du aus dem Weg kommst!«, antwortete dieser, ohne sich umzudrehen. Da ging Gaspard auf die Gruppe der Wäscherinnen zu, von denen sich zwei gegenseitig an den Haaren zogen und übereinander ins Wasser fielen. Ein paar Frauen schreckten aus der allgemeinen Gleichgültigkeit auf und stürzten sich auf sie, um sie zu trennen. Die jüngere hielt in der rechten Hand ein ganzes Bündel Haare mitsamt Kopfhaut. Das Gesicht der Alten, der es fehlte, war blutüberströmt. »Schlampe, ich rate dir, nicht noch mal meine Wäsche zu klauen!«, brüllte die erste. Gaspard wollte eine der Wäscherinnen ansprechen, als eine Hand ihn zwang, sich umzudrehen. »Dort drüben werden Hände gebraucht, komm mit«, sagte der Mann. Er konnte nicht viel älter sein als Gaspard. Sein zerfurchtes Gesicht gehörte zu einem gedrungenen Körper. Er hatte eine hohe Stirn, große Augen, eine plattgedrückte Nase und ein fliehendes Kinn. Er trug eine Baumwolljacke, ein Leinenhemd und eine Leinenhose, aus der zwei stämmige Beine ragten. Gaspard folgte ihm durch die Menge, blieb ihm dicht auf den Fersen und schloss aus seiner Geschicklichkeit, dass er Pariser sein musste. »Kannst du schwimmen?«, warf der Mann ihm im Gehen zu. Gaspard bejahte, ohne sicher zu sein, ihn richtig verstanden zu haben. Sein Bauch knurrte, er hatte Hunger. Für eine Mahlzeit würde er alles machen, egal, was man ihn fragte.

Die Sonne erreichte den höchsten Punkt am Himmel und verströmte beharrlich ihre Hitze. Bald waren sie am Fuß der Pont au Change. Der Mann gab einem großen Blondem mit nordischem Körperbau ein Handzeichen. Dieser nickte, der andere ging ans Ufer und stieg in die Seine. Das Wasser erreichte seine Hüfte. Gaspard folgte ihm gedankenlos, seine Füße stießen in zähen Schlamm, das Wasser erfasste das Leder seiner Sandalen, glitt über seine Waden, sein Skrotum zog sich zusammen. Bei jedem Schritt musste er den Fuß aus dem Morast reißen, der

bald über seinen Bauch schwappte und sein Hemd an seinen Oberkörper klebte. Will der uns ersäufen?, fragte er sich und stellte fest, dass diese Aussicht ihn gleichgültig ließ oder zumindest nicht sonderlich berührte. Instinktiv vertraute er dem anderen. »Ich vertraue ihm«, sagte er laut. Der Mann antwortete mit einem Lachen über die Schulter. Der Dreck auf seiner Haut roch nach faulen Eiern, nach Schorf. Algen schlangen sich um seine Beine und Arme, blieben an den Fingern hängen. Das Wasser reichte Gaspard bis zum Hals, und er sog den Geruch in vollen Zügen ein. Der Mann blieb stehen, wandte den Kopf flussaufwärts, was ihm Gaspard sofort nachmachte. Um sie herum drängten sich weitere Männer, die er nicht hatte näher kommen sehen, so sehr hatte er sich auf seine Füße konzentriert, um nicht zu straucheln. Alle waren von demselben Dreck bedeckt. Manche steckten den Kopf ins Wasser und tauchten als Zwitterwesen wieder auf. Vor ihnen trieb, auf nahezu zweihundertfünfzig Fuß Länge, ein Masse Flößholz auf sie zu. Auf den imposantesten Stücken saßen rittlings ein paar Kerle, wie auf einem Höllenfloß, und lenkten das Ganze. Der Mann streckte Gaspard ein Messer hin. »Du kletterst rauf, schneidest die Seile durch und machst, dass du fortkommst«, sagte er. Gaspard ergriff die Klinge und wartete, bis die Unglücksschiffer in den Brückenbogen steuerten. *Die sitzen auf einem Ungeheuer, von dem man nur den Panzer sieht*, dachte er. Er stellte sich ein riesiges Maul vor, das die Dunkelheit des Flusses spaltete, um sich auf sie zu stürzen. »Sei vorsichtig«, sagte der andere noch. Gaspard hatte Lust, ans Ufer zurückzukehren. Angeführt von hohlem Geplätscher schob sich der Zug an die Männer heran, die sogleich auf ihn hinaufkletterten. Gaspard griff nach einem dicken vorbeischwimmenden Stamm. Das Holz glitt unter seiner Hand davon, und ein Splitter drückte sich in sein Fleisch. Das Blut verschwand sofort in einer düsteren Lache. Alles um ihn herum war schwarz – das Wasser,

das Holz, die Männer. Gaspard versuchte, sich erneut auf das Floß zu ziehen, wuchtete sich aus dem Fluss empor. Schon zerschnitten die anderen die Seile. Also machte er sich mit der stumpfen Klinge seines Messers an einem Strick zu schaffen. Die Stämme gerieten zwischen zwei Strömungen, Gaspard fiel ins Wasser. Das Holz zerstob in alle Richtungen, Stämme rammten Stämme in einem Tumult von Schreien und von Strudeln graugrünen Wassers. Gaspard begriff, dass er Hände und Kopf schützen musste, und beeilte sich, die Stämme ans Ufer zu ziehen. Andere Männer kamen hinzu und banden das Holz an der Böschung fest. Der Schlamm drang Gaspard durch Mund und Nase, lief schwallweise in seinen Magen, machte ihn blind. Er glaubte zu ersticken, ließ sich in den Schlamm fallen. Ein lehmbedeckter Mann streckte ihm die Hand entgegen: »Aufgestanden, es kommen noch sechs andere Führen.« Gaspard richtete sich auf, seine Muskeln zitterten unter der Anstrengung. Dann tauchte er wieder ein, schwamm ein paar Züge, trank Wasser, das er klarer fand als anderswo, und wartete keuchend auf das ankommende Holz. Dunkel nahm er die gedrungene Gestalt des Mannes wahr, der ihn hergeführt hatte und dessen Namen er nicht kannte. *Was soll's*, dachte Gaspard, *hier hat keiner einen Namen, auch ich nicht. Im Dreck sind alle gleich*. Er blickte auf die Wasseroberfläche und meinte eine kleine blassgrüne Maske zu sehen. Das Ding bewegte sich träge vorwärts, einer Meeresnacktschnecke gleich. Es trieb auf ihn zu, hatte es genau auf ihn abgesehen. Er runzelte die Stirn, dachte an einen ins Meer gefallenen Kürbis oder an eine Halbmaske, so eine, wie die Straßenartisten sie benutzten, die Schauspieler der *commedia dell'arte* und die Tragödiendarsteller. Dann, ohne zu bemerken, dass er seine vom Wasser runzelige und vom Splitter aufgerissene Hand ausgestreckt hatte, legte es sich in seine Handfläche.

Es war der Kopf eines Säuglings. Klar abgetrennt beim Ansatz des Rückenmarks, das wie eine elfenbeinerne Kugel durchs fahle Fleisch stach. Der Hals war auseinandergeplatzt wie eine überreife Frucht. Die Haut hing in Fetzen über das poröse Fleisch. Wirr wuchsen die Arterien aus diesem bleichen Dung, und in der Mitte klaffte wie ein offener Mund die Luftröhre. Die Ohren waren abgefressen, Reste von Knorpel umgaben die Gehörgänge, auch die Haut der Wangen. Das Gesicht zeigte ein ekstatisches Lächeln. Diese Maske, die man wohl als heiter beschrieben hätte, enthüllte das Blau des Zahnfleisches oder was davon übrig geblieben war, und das Fehlen der Zähne, das bei einem Neugeborenen gewöhnlich rührte. Die knochige Klappe des Kiefers hielt dieses stumme Maul geöffnet, zeigte einen Gaumen, den das Wasser so sehr durchtränkt hatte, dass er von einer blassrosa Flechte überzogen schien. Auf dem Zungenschwamm schmarotzte ein Blutegel, der sich, auf dem Muskel festgesaugt, gierig wand, schwarz und schlangenartig. Die Nase hatte den Fischen als Nahrung gedient. Sie war nur noch ein Stück Knorpel auf zwei tiefen Löchern, ein Schweinerüssel. Ein Auge war noch vorhanden, halb aus seiner Höhle heraushängend. Das andere nichts als eine weitere Öffnung, eine mit Algen gefüllte Vertiefung. Die Haare auf dem Kopf, ein Flaum erst, simulierten eine ordentliche, niedliche Frisur. Der Schädel passte genau in Gaspards Hand, die Hand Gaspards war *gemacht* für die Größe dieses Schädels. Er musste übel aufstoßen, sein Magen drehte sich ihm um, Galle und das geschluckte Wasser kamen ihm brennend hoch. Er übergab sich, und das Erbrochene lief seinen Oberkörper herunter. Dann ließ er den Kopf los, der mit einem Sauggeräusch ins Wasser zurückfiel. Gaspard schrie, andere kamen herbeigerannt. Gleichgültig betrachteten die Männer dieses Scheingesicht, das flussabwärts davontrieb. Derjenige, der ihn hergebracht hatte, packte ihn an der Schulter, und Gaspard fühlte seinen Puls in der Handflä-

che. »Das kommt vor«, sagte er. »Diese verdammten Quacksalber schmeißen alles Mögliche über Bord, die kümmern sich einen Dreck darum, was wir rausfischen. Du wirst noch ganz anderes sehen, das hier ist kein Fluss mehr, das ist ein Massengrab. Ein Styx. Der schleppt sämtliche Verdammten von Paris an. Du kannst Köpfe und Arme finden, solche, die sich aus Verzweiflung reingeschmissen haben, solche, die aus Versehen hineingefallen sind, und solche, die man ein wenig am Arsch geschubst hat, um etwas nachzuhelfen.« Gaspard hatte große Lust, ans Ufer zurückzukehren, doch da passierte schon der zweite Zug die Brücke. »Sollte man nicht die Polizei rufen?«, fragte er, die Kehle schmerzend von dem Erbrochenen, dessen Geschmack noch immer da war, seine Zunge imprägnierte, ihm das Gefühl gab, so müsste der Saft schmecken, in dem der Kopf der Missgeburt verweste. Der andere schüttelte den Kopf. »Keine Zeit. Müssen arbeiten, bin doch kein Totengräber.« Er lächelte. Seine Zähne erschienen weiß in dem ganzen Dreck rundherum. »Bist etwa du einer, ein Totengräber?«, fragte er und puffte ihn in die Rippen. Gaspard fröstelte. Obwohl die Sonne hoch stand, fühlte er sich durchgefroren. »Nein«, sagte er, während die Zähne gegeneinanderschlugen. Der andere brach in Lachen aus. »Seine arme Mutter würde ihren Balg gar nicht mehr wiedererkennen. Sie denkt schon nicht mehr daran. Vielleicht lässt sie sich bereits den nächsten in den Bauch stopfen, während du den ersten hier rausfischst. Mach dich gefasst, so was kommt vor.« Er zeigte mit dem Kinn auf das Holz, das auf sie zugeschossen kam. Gaspard warf einen Blick auf die dunklen Fluten flussaufwärts. Er überlegte, ob er ans Ufer zurückkehren sollte. Doch der Hunger überkam ihn, und so packte er einen vorübergleitenden Stamm.

»Ich heiße Lucas«, sagte der andere und streckte ihm die Hand entgegen. Der nordische Typ hatte ihnen für die Schufterei ein

paar Livres bezahlt. Und nachdem sie ihre Kleider ausgespült hatten, waren sie in Richtung der Wäscherinnen gegangen, die nach Seife und dieser den ganzen Tag in der Luft hängenden weiblichen Ausdünstung rochen. Gaspard drückte die Hand, stellte sich ebenfalls vor. »Na, Gaspard, du bist nicht von hier, da bin ich mir sicher, woher kommst du?« In einer Ecke seines Bewusstseins tauchte Quimper auf, ekelbehaftet. »Aus dem Westen«, antwortete er. Und der andere gab sich damit zufrieden.

Als es Abend wurde, ließen sich vor den Schenken und Herbergen geräuschvoll Männer und Frauen nieder. Aus Bierstoppfen und Weingläsern lief es über ihre Gesichter und das schwankende, zerkerbte Holz der Tische. Die hässlichen Fratzen glänzten vor Feuchtigkeit, und Gaspard dachte, dass die Fluten der Seine wenigstens vor der Hitze schützten und die Parasiten fernhielten. Der Splitter in seiner Handfläche glänzte unter der weißen Haut. Lucas nahm seine Hand, betrachtete sie, ohne stehen zu bleiben. Gaspard war überrascht von der Plötzlichkeit dieser Berührung. Zuvor, als Lucas ihn an der Schulter gepackt hatte, hatte er geglaubt, das Schlagen des fremden Herzens wahrgenommen zu haben. Jetzt war es seine Wunde, die unter Lucas' Fingern pochte. Er ahnte, dass er seinen eigenen Puls gefühlt hatte und noch immer fühlte, als würde sein Blut einzig durch diesen Kontakt an die Hautoberfläche geworfen. »Beim Flößholz ist es selten, kann aber vorkommen«, sagte Lucas. »Gefährlich wird es vor allem, wenn man einen Schlag von den großen Trümmern abbekommt. Da kann man sich die Hand bei brechen. Ich weiß noch, wie mal einer aus dem Wasser gestiegen ist ... Das Floß war gegen die Brücke geschlagen, wo dieser Idiot seine Hand draufgelegt hatte. Der hat gebrellt wie ein Schwein. Seine Hand war danach nur noch ein roter Fetzen, der am Ende des Arms hing und in alle Richtungen zappelte.« Er schüttelte den Kopf, lachte ein wenig. Gas-

pard dachte an den Säugling und spürte, wie sich tief in seiner Kehle wieder die Übelkeit bemerkbar machte. Als Lucas ihm vorschlug, auf der Terrasse einer Schenke ein Glas zu trinken, war er sofort einverstanden.

Sie setzten sich und schrien die Bestellung. Bald stellte eine Frau mit pferdeähnlichem Gebiss eine Kanne Wein auf den Tisch. Sie stießen auf die Seine an, auf die eingenommenen Livres, führten die schmuddeligen Gläser an die Lippen. Die korkige Flüssigkeit griff mit ihrem Essiggeschmack die Gaumen an, aber in ihren leeren Mägen breitete sich angenehm der Alkohol aus, ging ins Blut über, löste die Zungen. Gaspard fühlte, wie das Blut seine Wangen belebte und in den Schläfen pochte. Er stellte sich seine bläuliche Bahn unter der dünnen Haut vor. Sein Geist schweifte ab. Die Seine vor seinen Augen schien ganz unschuldig, die Schenke beinahe schön. Und Lucas beruhigte ihn durch seine Anwesenheit. Wie er so neben ihm saß und mit ausholenden Gesten sprach, vertrieb er das Bild der Missgeburt, und bald spürte Gaspard auch das Stechen des Splitters in seiner Handfläche nicht mehr. Lucas' Stimme drang als ständiges Surren an Gaspards Ohr. Er akzentuierte das Gespräch mit lautmalerischen Ausrufen, ließ den Blick abwesend ans andere Ufer schweifen. Paris, das schlaftrunken und schmachkend dalag, schien aus Pappmaché zu bestehen. Darin, fand Gaspard, war es ihm ähnlich, denn auch er fühlte sich unecht, gelähmt. Der Arbeitstag hatte seine Muskeln geschunden, seine eben erst erwachten Wünsche wieder betäubt. Er wollte die Seine, und die Seine hatte sein Verlangen aufgezehrt. Ihre Fluten hatten den Geist ebenso abgestumpft, wie sie die Haut abgefeilt hatten. Und war das nicht auch die Seine in dieser Flasche, die Lucas klirren ließ, wenn er sie an den Rand ihrer Gläser stieß? Dieses Nass, bald schwarz in der Nacht, die unbemerkt hereingebrochen war, war die Essenz des Flusses selbst. Sie betäubte ihn. Der Wein hinterließ unter sei-

ner Zunge einen Geschmack von Hefe. Lucas sagte: »... etwas in dieser Art. Weiß nicht mehr so genau. Dann habe ich diese Arbeit gefunden ... Auch nicht schlechter bezahlt als anderswo. Man braucht schließlich was zwischen die Zähne, und ich habe noch keine Frau und keine Gören, keine anderen Münder zu stopfen ... Ich denke zwar daran, bin nicht mehr so jung. Und du, hast du jemand, hast du im Westen jemand zurückgelassen, jemand, der nachkommt vielleicht, oder nicht?«

Die Wörter erschlugen Gaspard. Sein Atem stank nach Wein, doch er war sich nicht sicher, ob es überhaupt seiner war oder der von Lucas oder von ihnen beiden. *Die Seine*, dachte er, *lässt einem keine Wahl*. Sie setzte sich durch, haftete sich an seine Haut, zwinkerte ihm zu von der undeutlich gewordenen Böschung her. Mit einem lüsternen, schäbigen Auge.

»Wozu wird dieses ganze Holz angeschwemmt?«, fragte er, als hätte ein anderer die Frage gestellt. Er hatte sich nichts dabei gedacht und merkte erst jetzt, wie berechtigt sie war, denn er wusste überhaupt nicht, für welchen Zweck sie den ganzen Tag so geschuftet hatten.

»Im Winter«, antwortete Lucas, »wird das schön brennen, das gibt ein paar hübsche Feuerchen ab, das wärmt ein paar Alte, das ...« Seine Stimme wurde von anderen übertönt. Gaspard musste an seine Mutter denken, daran, wie sie im Morgenrauen von Quimper rußverschmiert vor dem noch immer glühenden Herdfeuer saß. Wie fette Asche auf die Mutter rieselte und sie vollständig einteerte. Wie sie sie, ihre Strickerei in der Hand, erstarren ließ. Gaspard nickte. An den Tischen ringsum ließen sich die Anwesenden die Kehlen volllaufen, kotzten auf den Boden, die Augen mit ihren verwässerten Pupillen wurden zu gemaserten Kelchen. Wenn sie lachten, war es, als wollten sich ihre Augen in die Umlaufbahn werfen und wie Satelliten um die erheiterten Köpfe schweben. Unter der roten Haut und den kandierte Nasen platzten im Einklang die

Adern zu einem Feuerwerk, einem Feuer von Blutschwämmen. Und zur Begleitung dieser grausigen Orgie verfaulter Mäuler und roter Gesichter wurde einmütig gerülpst, mit der Faust auf den Tisch geschlagen, wurden die Ärsche der Mädchen, der Alten und der Huren vom Seineufer betatscht – alles in einem ohrenbetäubenden Radau, einer Raserei, als gälte es, die Not auszutreiben, dieses wuchernde Geschwür von Elend und Verzweiflung mit den Wurzeln auszureißen, den nässenden Schorf der Schmach ein für alle Mal abzuschaben.

Gaspard versuchte sich auf Lucas' Worte zu konzentrieren: »... sie war nicht böse, du weißt schon, man tut, was man kann. Ich denke nicht mehr daran. Nicht mehr oft, ich meine, nur manchmal noch ... Wenn du dich ein bisschen allein fühlst, ist es nicht so schlecht, jemanden zu haben, der sich um einen kümmert, um das Haus ...« Gaspard stimmte seinen Worten zu, obwohl sie in ihm keine Resonanz auslösten. »Warum machst du diese Arbeit?«, fragte er. Lucas ärgerte sich nicht, dass Gaspard das Thema wechselte, aber die Frage brachte ihn in Verlegenheit: »Na, warum denn nicht? Du stellst vielleicht Fragen! Die oder eine andere, was ändert das schon? Ist doch überall dasselbe. Und ich taue nicht zu mehr. Dazu ist unser-einer gut, oder etwa nicht? Die Scheiße wegschaffen, darin herumstochern. Von oben betrachtet ist es genau das, ein großer Haufen Scheiße. Du kannst Holz aussortieren, Gemüse verkaufen, Wasser tragen, es ist doch alles einerlei. Nicht unbedingt der Form nach, aber egal, was man macht, es stinkt und hat keinen Wert mehr. Eine Welt aus lauter Scheiße, wie ich oft sage. Aber man darf das nicht so wichtig nehmen, man wurde in diese Welt hineingeboren, man wird darin sterben. Alles eine Frage der Zeit. Braucht man bloß zu warten, um die beiden Enden zusammenzufügen.« Dann nickte er und schenkte sich noch ein Glas ein. »Wo schläfst du?«, fragte er noch. Gas-

pard zuckte die Schultern und schwieg. Er wagte es nicht, von dem Durchgang mit dem Rattendreck zu sprechen, in dem er die Nacht verbracht hatte. Lucas schien zu verstehen.

»Kannst zu mir kommen, wenn du willst, ich hab ein Zimmer in Saint-Antoine. Nichts Großartiges, aber es ist genug Platz für zwei. Und bald wirst du etwas Eigenes finden.«

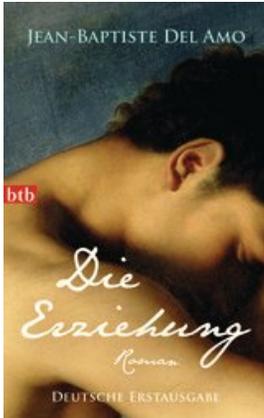
»Danke, danke«, antwortete Gaspard. Sie verstummten, bis Lucas fand, es sei genug geschwiegen worden. Er stand auf und warf ein paar Münzen auf den von Flaschen überquellenden Tisch.

»Gehen wir ein wenig, das baut den Wein schneller ab.«

Unter ihren torkelnden Schritten zogen die Straßen vorbei. Paris entblößte seine lumpigen Unterröcke, seine nächtliche Scham. Die Straßen, die unter Gaspards Blick in alle Richtungen strömten, liefen, so glaubte er, in einem einzigen Punkt zusammen. Sie alle, diese identischen Straßen, Gassen, Plätze, Avenuen hatten dasselbe Ziel: die traumhafte Vulva, auf die sie mit schwankendem Schritt zustrebten. Denn die Stadt, glaubte er weiter in seinem Rausch, rief sie zu sich, zog sie in ihre Eingeweide, wollte sie in ihrem Bauch. Gaspard versuchte zu protestieren, wollte Lucas bitten umzukehren, doch wohin? Er hatte keine Ahnung, auf welches Ziel sie hinsteuerten. Wieder zur Seine, aber warum? Alle Wege führten in die Eingeweide von Paris. Er ließ sich von Lucas führen, der sich mit der Unerschütterlichkeit einer Amöbe durch diese Gedärme hindurchschlängelte. Irgendwann meldete sich der Hunger, und sie kauften ein wenig Brot und ein Stück Speckschwarte. Die karge Kost stillte den Hunger, beruhigte ihn. Sie gingen weiter, wurden von ein paar Bettlern angesprochen, wehrten ihre aufdringlichen Hände ab, die ihre Taschen befühlten, sie betatschten, um zu prüfen, ob sie gut im Fleisch standen. In einer Gasse wurden sie von aufdringlichen Prostituierten angequatscht.

Lucas befummelte sie, der Blick funkelnd vor Gier, betastete ihre Titten und knöchigen Hintern und wurde zurückgestoßen, torkelte mitten auf die Straße. »Der hat kein Geld, der Saufkopf, und meint, er kann umsonst grapschen?«, blökte eine Vettel, das Gesicht rot wie ein Schließmuskel. »Hure! Pockengesicht! Besser, man holt sich einen runter, als ihn bei dir reinzustecken!«, erwiderte Lucas mit teigiger Stimme. Ein Stein wurde geworfen, der nur ein paar Zentimeter an seinem Kopf vorbeischoss. Lucas lachte, zog Gaspard am Ärmel, und sie ließen die Bacchantinnen hinter sich.

»Hier ist es«, sagte er und stützte sich an der Wand ab, in der sich eine Tür auf einen uringeschwängerten Durchgang öffnete. Er ging Gaspard voraus. Die dreckige Wand zog unter seiner Handfläche vorbei, beschmierte sie mit Dreck. Der Gang führte in einen winzigen Hof. Gaspard schwindelte, es fiel ihm schwer, die Umrisse scharf zu erkennen. Das Rauschen der Straße war weggerückt. Durch offene Fenster konnte er ein paar Kerzen erahnen. An den Fassaden flimmerten gelbliche Laternen. Gaspard hob die Nase zum Himmel, kippte hintenüber und konnte sich gerade noch fangen. Das Mauerwerk erstreckte sich über fünf Etagen hoch – ein steinerner Anus der Einöde. Vom Himmel war nichts mehr zu sehen. *Hier riecht man nichts als Menschenkot*, dachte Gaspard. Lucas stieg bereits eine Steintreppe hoch. Weit oben zitterte der Schatten von aufgehängter Wäsche. »Willst du etwa da unten übernachten?«, rief Lucas ihm zu. Gaspard stieß ein »Nein« hervor, ergriff das Geländer und hob mit unermesslicher Anstrengung ein Bein, dann das andere. Er tastete sich durch die Dunkelheit hinauf in die oberen Etagen, in denen er Lucas durch seinen muffigen Atem ausmachte. Da und dort glitt unter einer Tür ein Lichtstrahl hindurch, und Gaspard bemerkte seine dreckigen Schuhe. Auf irgendeinem Stockwerk blieben sie stehen.



Jean-Baptiste Del Amo

Die Erziehung

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74616-3

btb

Erscheinungstermin: September 2013

Betörend und tabulos: »Das Parfum« meets »Shades of Grey«

Paris, 1760. Gaspard, Sohn eines Schweinebauern aus Quimper, kommt aus der Provinz in die Metropole. Sein Ziel: der gesellschaftliche Aufstieg. Er versucht sein Glück als Flussarbeiter, Perückenmacherlehrling und Strichjunge im Bordell. Als er den Grafen Etienne de V. kennenlernt, von dessen Körper und Persönlichkeit er besessen ist, steigen seine Ambitionen. Er liebäugelt mit dem Adel. Um dazuzugehören ist er bereit, seine eigenen Gefühle zu unterdrücken. Indem er adelige Herren, die ihn als heimlichen Liebhaber unterhalten, blendet und ausnützt, gelingt ihm tatsächlich der Aufstieg an die Spitze der Gesellschaft. Der Preis dafür ist eine innere Leere, die ihn schließlich in den Tod treibt.

 [Der Titel im Katalog](#)